



Abend-

Zeitung.

309.

Mittwoch, am 27. December 1826.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantwortl. Redacteur: E. G. Zö. Winkler [Eb. Prus].

### Die Botivtafel zu Wittin bei Insbruck.

[Fortsetzung.]

An eben dem Abende ward, wie es zuweilen geschah, der Befehlhaber abgehalten, bei der Abendtafel des Herzogs zu erscheinen und der Harfner trat allein mit dem aufwartenden Diener in's Gemach, seinen gewohnten Platz einzunehmen.

Und freudiger, muthiger erklangen die Saiten. Ohne Scheu tönten die wohlbekanntten vaterländischen Weisen, mit kriegerischen, gleichsam auffordernden Klängen und Märschen sich mischend, den lauschenden Hörern in's Ohr. Bedeutende Blicke wechselten die Gefangenen; mit Mühe hielt sich der Herzog zurück, in Gegenwart der Auswärter eine Frage zu thun; doch die unbewegliche Gestalt eines alten Reissigen, der eigentlich das Schließeramt hier über sich hatte, und bald den Sänger, bald den Ritter beobachtete, erlaubte schlechterdings keine Annäherung. Endlich sagte der Herzog, als eben die andern Diener sich entfernt hatten und nur jener sichtlich als Aufseher hier Beorderte gegenwärtig war.

Mullines, reiche dem wackeren Harfner einen Becher Wein! Er hat durch geliebte Töne mir theuere Erinnerungen zurückgerufen. Wohl gebührt ihm der Lohn!

Der Truchsesz nahm den gefüllten Becher, doch ehe er dem Harfner sich nahen konnte, obwohl dieser sich bei den Worten des Herzogs schnell erhob, trat

der Schließer zwischen Beide, nahm dem Truchsesz den Becher ab und reichte ihn dem Harfner.

Aber dem wackeren Mullines entging eben so wenig die sichtlich getäuschte Erwartung des Harfners, der es zu wünschen schien, ihm näher zu treten, als der gierig lüsterne Blick, womit der Schließer den Becher betrachtete, den er mit Reid aus den Händen gab. Schnell daher den größten der vorhandeneu Humpen füllend, reichte er ihn dem Schließer und hieß ihm seinen alten Adern daraus Jugendkraft ertheilen, indem er ihn auf ihre baldige Erlösung aus diesem Räuberneste leere.

Ei nun, gilt's Euch und dem Herrn Herzog gleich, wohin die Reise geht, wenn Ihr nur hier wegkömmt, da kann ich den Wein mit gutem Gewissen trinken! — entgegnete der Alte — Man raunt sich in's Ohr, Euch siehe baldige Veränderung bevor, doch welcher Art, kann ich nicht sagen. Sie haben da drüben in Konstanz mancherlei Wege zur Erlösung erfunden. Nun, mag Euch der Eure erwünscht seyn; Euer Wohl, Herr Herzog!

Mit rohem Lachen ergriff er jetzt den Humpen, und während er, gegen den Herzog gewandt, sein plummes, widriges Gesicht immer tiefer hineinsenkte, benutzte der Harfner den Augenblick und warf mit schlauer Gewandtheit einen kleinen Ball in den nur halb geleerten Becher, den er dem Truchsesz schnell zurück gab.

Sorglich den Becher wieder füllend, ließ ihn der Truchseß nicht aus dem Auge, bis endlich die Diener sich entfernend, dem Herzog und seinem treuen Gefährten Freiheit gönnten, die ihnen so unverhofft gewordene Kunde genau zu untersuchen.

Wer aber schildert das freudige Staunen derselben, als, mit der Schärfe ihres Degens aufgeschnitten, in dem kleinen Valle des Herzogs Siegelring und ein Blatt gefunden ward, das sie benachrichtigte, wie tapfer Wolkstein und Slandersberg für ihren Gebieter in Tyrol kämpften, zu dessen gänzlicher Befreiung nur des Herzogs Gegenwart noch erforderlich sei, und wie eben diese zu bewerkstelligen, dort auf der Fluth das Schiff zu ihrer Aufnahme bereit liege. — Muth und Vorsicht — so schloß die Schrift — müssen jetzt vollenden, was Treue begonnen. Sobald daher die Mitternacht nahe, sollten die Ritter bereit seyn und getrost zum Erker eilen, wo ihr Führer sie erwarte.

Frohlockend schloß der Herzog den treuen Gefährten an seine Brust und noch hatte das Geläute des nahen Cistercienser-Klosters die Mitternacht nicht verkündet, als Beide schon mit athemloser hochklopfender Brust dem ersehnten Schalle lauschten. Endlich ertönte er und möglichst geräuschlos betraten sie den Erker.

Nacht war es rings umher, doch in ungewöhnlicher Klarheit funkelten die Sterne, als wollten sie nicht gestatten, daß das unverändert klare Lichtlein an der Ufer-Bucht mit seinem irdischen Glanze den Der ewigen Himmelslichter überbiete.

Sobald der Herzog auf den Erker trat, schwang sich von den nächsten unzugangbar scheinenden Klippen der Harfner, oder vielmehr Rudibert, Wolkstein's treuer Diener, an seine Seite und der bisher mühsam gehemmtten Zunge fesselfreien Lauf gestattend, zeigte er ihnen die am Altan wohlbefestigte Strickleiter, die, zwischen Himmel und Erde schwebend, allein das Mittel ihrer Rettung war. Auch ein starkes Tau, dessen äußerstes Ende an ihrem Gürtel mit stählernen Haken befestigt werden konnte, war zur größeren Sicherheit noch damit verbunden. Am Fuße des Felsen, belehrte er sie, liege das Schiff bereit, sie aufzunehmen und noch vor Tage an einen sicheren Ort zu bringen, von wo sie, als Bauern verkleidet, ihre Flucht fortsetzen könnten.

Kaum hatte er ihnen die nöthige Anweisung gegeben, als er den Herzog auffoderte, sich zu retten. Auch Mullines bestand darauf, seinen Gebieter zuerst

befreit zu wissen. Mit männlichem Muth seine Seele Gott und dem Schutze der heiligen Jungfrau empfehlend, ja dem Heiligthume zu Wittin eine reiche Spende gelobend, wenn ihn die Heilige gnädig bei diesem todt-drohenden Wagnisse beschütze, ließ Herzog Friedrich das Tau an seinem breiten Gurte befestigen, schwang sich über die Brustwehr des Erkers und kromm hinab, im nächtigen Grauen furchtlos zwischen Himmel und Erde schwebend.

Heilige Freiheit, wo ist die düstere Nacht, die Dein segenreiches Licht nicht erhellet, der Abgrund, vor dem der Beherzte zagend zurück bebt, wenn Du dem Wagenden entgegen strahlst!

Weit, weit hinüber bogen sich die treuen Freunde des wackern Fürsten, dem geliebten Herrn nachzuschauen, so weit die düstere werdende Nacht das Auge trug. Es schien fast, als wolle der Himmel selbst ihr Thun in Finsterniß hüllen, so plötzlich begannen finstere Wolken die Sterne zu verdunkeln, indessen dumpfer Donner fernher rollte. Immer schärfer spannte sich jetzt das Tau an, auf welchem Mullines und Rudibert's Hände ruhten, bis er plötzlich schlaffer in die Höhe schnellend anzudeuten schien, daß er keinen Gehalt mehr trage.

Die sorgend Harrenden säumten nicht, das Tau wieder in die Höhe zu ziehen und Mullines folgte nun seinem Gebieter mit gleicher Kühnheit. Als auch er glücklich in die Tiefe gelangt war, befestigte Rudibert, seiner Geschicklichkeit vertrauend, seine geliebte Harfe an dem Tau und ließ sie mit Eile herab. Aber sei es nun, daß er nicht vorsichtig dabei versuhr, oder daß der heftiger werdende Wind zu sehr des leichten Saitenspieles Herr war, tönend schmetterte es gegen ein Fenster im unteren Geschos der Burg.

Wohl vernahm Rudibert den verrätherischen Klang und ahnete, wie rege Aufmerksamkeit er wecken mußte; ja, schon tönte der laute Zuruf der Wache in sein Ohr. Doch ohne sich zu bedenken, schwang auch er sich auf die Strickleiter und kromm mit gelenkiger Gewandtheit pfeilschnell hinab. Schon ist er vor dem zerschmetterten Fenster vorüber, da sieht er im oberen Zimmer des Thurmes Lichter blißen. Man tritt auf den Erker — jetzt muß man die Strickleiter entdecken — sie lösen — und er stürzt in den Abgrund der Fluth. Schon glaubt er das Arbeiten an der Leiter zu fühlen, da plötzlich wirft der Wind das schlaffe Tau an seine Wange, er ergreift es, klammert sich mit der Angst der Verzweiflung daran fest und in eben dem Augenblicke stürzt die Strickleiter neben ihm

herab und unter ihm ertönt die leise Wehklage der Freunde, die ihn verloren glauben. Doch in wenig Sekunden verwandelt sich ihr Schmerz in Entzücken, als von dem schützenden Tau getragen der Gerettete unter ihnen ist und ohne Säumnis fliegt jetzt das Schiff auf den Wogen dahin.

Doch auch in der Burg ist alles wach geworden; schnell bemannt folgt das leichte Segelboot den Entfliehenden und bei dem Wetterleuchten des immer näher rückenden Gewitters strebt mancher Bolzen, von den Armbrust-Schützen mit sicherer Hand abgeschossen, die Wehrlosen zu ereilen. Entschlossen, ihre Freiheit bis zum letzten Hauche zu vertheidigen, stehen die drei tapferen Männer kampffertig im Schiffe, da führt der Sturm das Segelboot näher und wie sehr die reich bezahlten Ruderer zu enteilen streben, schon drohen zehn gespannte Bogen die selten fehlenden Bolzen von der Senne fliegen zu lassen, sobald der nächste Blitz das jetzt in Nacht versunkene Ziel wieder erkennen läßt, da — indem der Flammenstrahl am nächtlichen Himmel hernieder fährt, die Ritter muthig ihr Geschick erwarten — die Schützen begierig nach der sicheren Beute forschen — da schwebt, glänzend beleuchtet von dem ewigen Licht, eine himmlische Gestalt vor den Blicken der Verfolger hernieder, die ihren weißen weiten Schleier, einem Mantel gleich, über die Ritter, hinter denen sie erhöht sich zeigt, ausbreitet und majestätisch ihren Feinden Rückkehr gebietet.

Sancta Maria, ora pro nobis! ruft der kaiserliche Befehlhaber und stürzt nebst seinen Reifigen auf die Kniee, während tiefe Nacht plötzlich die Erscheinung und das Schiff ihren Augen wieder entrückt.

Ersäunt und ihrem Glücke nicht trauend, fragen sich die Ritter, was so plötzlich ihre Rettung bewirkte? Da kündet ihnen die in andächtiger Bewunderung ausbrechende Freude der Ruderleute das Wunder, dessen sie gewürdigt, und neu belebt von der Ueberzeugung, ein Gott und der heiligen Jungfrau gefälliges Werk zu vollbringen, verdoppeln die Schiffer ihre Anstrengungen und bald sind alle der drohenden Gefahr entrückt.

Rudibert aber stimmte jetzt fröhlich seine Harfe und sang in die milder werdende Nacht ein Lied, das, wie es sich ziemte, gar preisend mit dem Lobe der hochheiligen Jungfrau begann, doch nach heiterer Sängers Art auch manch Wortlein von ächter Liebe und Treue und Heldenmuth der edlen Frauen dieser Erde enthielt; ein Lied, das mehr als einem Ohre

auf dem kleinen Rahne wohl that und die Reisenden sanft in den sicheren Hafen geleitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Gedankenspäne.

von H. E. N. Belani.

13.

Wie schön ist im Lenze eine stille Nacht in der schlafenden Natur! — wenn Alles ruhet, die Blumen ihre Kelche schließen und doch so wonnevoll duften, wenn am Firmament das blinkende Heer der Sterne in seinen stillen, ewigen Bahnen so unbemerktbar dahin wandelt; dann beginnt das Dichterleben der Natur und die Nachtigall in gehaltenen Tönen ist das Organ ihrer Poesie.

Warum aber ist die Ruhe und Stille einer solchen Nacht so schön? — Weil sie den müden Lebenswanderer erquickt — weil sie ein geistiges Leben bezeichnet, in welchem das nichtige, leere Treiben der Menschen unseren Blicken entschwunden ist — weil sie an die Seligkeit jenseit des Grabes erinnert, wo wir im Ahnen der Unendlichkeit schwelgen und durch keinen Sinnereiz im geistigen Aufschwung gestört werden — weil wir dann Gott schauen, wie er liebend den Myriaden Welten seinen Vaterkuss giebt und diese, ihm zum Preise und zur Ehre, in ewiger Ordnung des heiligen Reigens den Fackeltanz ausführen.

14.

Sind Glauben, Liebe und Hoffnung die Grazien des geistigen Lebens, welche milde lächelnd auf Unsterblichkeit deuten; so sind Freude, Frieden und Hoffnung die Grazien des leiblichen Lebens, welche lachend Anweisung auf Erdenglück geben.

15.

Der Egoismus wächst mit den Jahren, weil der Mensch mit der Reife seine Bedeutung fühlt — weil er, oft getäuscht, überall die ihn, in tausend Gestalten verlarvet, umschlingende fremde Selbstsucht erkennt — weil seine Liebe nicht mehr Gegenliebe findet — weil er dem Grabe zuschreiten, sein letztes Bette mit keinem Menschen mehr theilen wird.

### Auflösung des Räthfels in No. 300.

Frucht, Hirn, Wag, Buch, Baum, Eier, Trink, Muschelthier, und Kalt, Schale.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz, Nachrichten.

Leipzig, am 17. December 1826.

Unsere Bühnendirection belebt jetzt eine Thätigkeit, die uns reichlich entschädigen dürfte für die Trockenheit und Windstille der letzten Herbstmonate. Hören Sie nur, was wir rasch hinter einander sahen und hörten, theils von neuen Sachen, theils von solchen, die Jahrelanger Vergessenheit entrisen und wie man sich ausdrückt, neu einstudirt und in die Scene gesetzt wurden; noch zu bemerken, daß einer unserer besten Schauspieler, Herr Devrient, von seiner Krankheit noch nicht vollkommen hergestellt ist, sohin die Nothwendigkeit entsteht, eine namhafte Lücke im darstellenden Personale nicht ohne Schwierigkeit ausfüllen zu müssen.

Oben an sieht unter dem, was uns das Reich der Töne spendet, des genialen Ritters Morlaechi: Theobald und Isolina; nicht um der Masse des Beifalls willen, der ja in unserer Zeit immer oben an schwebt wie ein Federball und nur einzelner praktikabler Windstöße bedarf, um außergewöhnlich in eine Höhe geschwemmt zu werden, die er erreicht, ohne oft selbst zu wissen wie; aber hinsichtlich ihres inneren Werthes als meisterhafte Tonschöpfung eines Genius, der das Große und Gute vollendend, mit sicheren Armen sich Bahn bricht durch den Wogendrang der Alltäglichkeiten, welche wie Schneegewässer im Frühling überschwemmend hereinbrechen, aber bald verfließen und versiegen in den sandigen Betten, indes der klare, prächtige Strom, Ufer und Himmel wieder Spiegelnd, überdauernd dahin fließt. So Morlaechi! Was er schafft, trägt den Stempel des Berufes und der Dauer. Was der verschrobene, verweichlichte Sinn jetzt nicht faßt und auf die würdige Höhe stellt, das bleibt der Zeit vorbehalten und der Klarheit und Einfachheit, zu der die erschlafften Gemüther werden zurückkehren müssen. Morlaechi's Oper hat das Gepräge des Ernsten, Tiefen, Wahren, des allseitig aufgefaßten Charakteristischen, in ihr giebt der belebende Hauch südllicher Frische die glühenden Tinten zu den Schattenseiten des Großartigsten und das Lieblichste verschmilzt, doch immer bedeutungsvoll, mit dem Schauerlichen, so daß das Ganze bei solcher Vollendung der einzelnen Theile ein seiner erhabenen Bedeutendheit und dieser harmonischen Gesamtwirkung angemessenes Staunen und Entzücken erregt. Dies geht freilich für die verloren, welche, wie gesagt, auf der Oberfläche schwimmen, weil ihrer Natur und Verbildung die Tiefe, das „da-unten“ fürchterlich ist. — Ich habe mit diesen schwachen Strichen meine Empfindung und die aus ihr entfließende Ansicht der Oper im Gesammtten ausgesprochen; lassen Sie mich nun zu einer Berührung des Einzelnen und der individuellen Leistungen bei der Darstellung übergehen.

Die Ouverture ist in Haltung und Idee kühn und feurig ausgeführt und so recht der einbegleitende Prolog, der einen ahnungsvollen Vorhang aufrollt vor dem, was nun als That und Folge vor unseren Augen in's Leben treten soll. An sie reiht sich gemessen der erste Chor, der wie ein Zauberschlag einführt in den bewegten Kreis der Handlung. Rasch folgt ihm im Wechsel der Scene jener im dritten Auftritte („Schön erscheint als Stern“, etc.), der so ganz im Charakter der Situation eine wahrhaft südlliche Lebensfrische und Lieblichkeit athmet, wie denn überhaupt die

Chöre meisterhaft gelungen und mit einer geistreichen Sorgfalt behandelt sind. Isolina's Arie: „Bildniß des Geliebten“, das nachfolgende Duett, ferner das Terzett zwischen Isolina, Theobald und Hermann, Bohemund's erste Arie, das nachfolgende meisterhafte Duett, sind Bilder voll herrlicher Glanzmomente, die immer schöner in das reiche Leben des Ganzen leiten, das sich nun vom eilften Auftritte an, wo auch die Höhe der Handlung liegt und die Verwicklung der großartigen Ereignisse anhebt, immer reicher und schöner entfaltet, bis es hier mit dem meisterhaften Finale, das ich die Sonnenhöhe des Ganzen nennen würde — denn hier hat der Tonkünstler seinen Genius walten lassen und das Gewaltige erfassend in den tiefsten Tönen der Tonsprache ihm kräftiges Leben aus seinem Innern gegeben — den Gipfel erreicht, um den sich Vorgang und Folgendes in lichten Radien knüpfen und zu schöpferischer Einheit bewegen. Hier wird der Tonkünstler ganz klar und die Kunst seines Verschmelzens des Erhabenen und Innigen in Alles ergreifende Beleuchtung gebracht. Stürmischer Beifall folgte dem Herabrollen des Vorhanges.

Im zweiten Akte, der eine reiche Zahl hervorragender Tonsücke enthält, nenne ich Isolina's Gebet („Du, der Du ganz“, etc.) und das nachfolgende Duett mit Chor als besonders wunderreißend, zur innersten Seele dringend, die großartige, durchaus im gemessensten Charakter durchgeführte Verschwörungscene Bohemund's mit Chor, das Duett zwischen Isolina und Theobald, ferner des letztern wunderliebliche Cavatine („Süßer Ton“, etc.) mit dem feierlich und imposant krönenden Finale, als Einzelheiten, die auch Unempfindlicheren, diejenigen, die den Geist des Ganzen nicht auffaßten oder in Beschränktheit nicht aufzufassen sich bemühten, begeisternd ansprachen und zu lautem Anerkennen hinrißen. Unter dem rauschendsten Beifalle fiel der Vorhang.

Ich rede hier nämlich, wohl zu bemerken, von der zweiten Aufführung der Oper, die sich einer größeren Empfänglichkeit zu erfreuen hatte, als die erste, welche ich lieber für eine letzte Probe erklären würde, denn Sänger und Orchester waren da noch im Schwankenden. Wir haben nur ein Publikum, es ist eines und dasselbe, dessen Geschmack den „Orthello“ wie die „sieben Mädchen“ goutirt, Theaterliebhaber und Abonnenten, es ist keine höhere und niedere Abtheilung da, auf die gesammte Masse solch gemischter Anforderungen muß eine Erscheinung darum sehr ausgezeichnet wirken, wenn sie ihres Beifalls theilhaftig werden will, und darum hat es mich gefreut und spricht eben so für die Trefflichkeit der Arbeit Morlaechi's, die ihrer Wesenheit nach sich nicht im ersten Momente bequem abschöpfen läßt von der Oberfläche, die zugleich eine solche und die ganze Wesenheit ist — wie bei der zweiten Anerkennung das Wollen des Tonschöpfers durchdrang, das Verständnis des Publikums gewann und reichere Anerkennung spendete. Auch mich hatte bei der ersten Aufführung in der Ouverture und den Ensemble's der öftere Gebrauch des Pikolo gestört, bis mir beim nochmaligen Hören das Wollen und Müßen des Componisten klar ward.

Furore, wie man es so nennt, hat die Oper hier nicht gemacht; denn unser Publikum ist etwas verwöhnt, etwas durch Schau- und Prunkstücke verdorben, etwas bequem und verweichlicht — aber wie ging es mit Weber's Freischütz in Wien?

[Die Fortsetzung folgt.]